

Einem anderen Herrn Luca, ein müßiger, eifler Mann; als er sah, daß Kubinis Nacht auf Ferraris fallen würde, entsetzte sich Herr Luca eifrig und niemand ahnte, was ihm so plötzlich von himen treibe. Als er fort war, tauchten bei den Zurückgebliebenen Zweifel daran auf, ob Ferraris wirklich der geeignete Mann für das Justizportfeuille sei. Er sei zu konservativ, um in einem Coalitionsministerium am Platz zu sein, zu laarhöflich, um bei ihm die in einem solchen erforderlichen Schmeicheleien vorzusagen zu können und schließlich erinnerte man sich, daß Ferraris als Sarcobac von Turin die Unwissenheit erregt hat. Das genügte, um ihn von den Toden zu retten, und die Minister kamen nach, wenn sie an seiner Statt in das Kabinett aufnehmen sollten. Da erntete die Glode am Telephon. Graf d'Arco, der Unterrichtssecretär im Kaiserlichen Amt, führt als das jüngste der Kabinetsmitglieder an den Fernsprecher: „Hör Graf d'Arco, was da?“ „Ach bin Luca; ich habe mit Ferraris gesprochen und derlei habe das angebotene Portfeuille bereitwillig acceptirt!“ „Gut!“ Graf d'Arco verfuhr vor Einlegen abklingend, als er sich erhob und den anderen Herren den Inhalt seiner Konversation mitgeteilt hat, bieten diese in ihrer Sprachlosigkeit ein Weibchen weinendes Bild. Doch da war nichts mehr zu ändern. Luca erhielt eine gehörige Kopfschüttel und Ferraris wurde Justizminister durchs Telephon. An diese wohlverdiente Geschichte erinnerte sich das hohe Haus, als Ferraris seinen Vortrag über die Telephon begann, nur war man nicht eifrig darüber, ob er denjenigen aus Dankbarkeit für die Fernsprecher oder als Schwammgang gehalten habe.

Wessen im vorigen Jahrhundert. Weidwiedlich und nicht ganz ungefährlich war es, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Deutschland eine größere Reize zu machen. Das man sein Testament vorher aufste, war selbstverständlich. In einem Reichthum, welches um das Jahr 1710 in Südwestdeutschland erdient, wird wie die „Kön. Volkst.“ aus diesem Bedeuter des 18. Jahrhunderts mittheilt, den Reisenden unter Anderem empfohlen, große Vorlegetische mit auf die Reize zu nehmen, da in den Gasthäusern und Herbergen die Thüren und Schloßer oft in sehr schlechtem Zustande waren. Vor Antritt der Reize sollte man ferner seine Schanden besorgen, auch seinen Freunden von Bekannten einen Wächterschmarren geben, sich aber selber weidlich hüten, „wohlbedacht“ von Hause fortzureisen, „es leidet so viele Pläthe.“ Ganz besonders wird noch den Reisenden eingeschärft, im Winter mit pelzgeputzten Futteralien für die Nase und eben solchen Ohrenklappen sich zu versehen. Der Reisende zu jener Zeit hatte sich aber nicht nur vor Wegelagerern, Räubern und Dieben zu hüten, sondern mußte sich oft noch vor den Bauern, durch deren Dörfer er fuhr, die größten Verhöhnungen und allerhand Beschimpfungen gefallen lassen. So lag es zum das Jahr 1708 die Reisenden, welche von Gera nach Leipzig fuhren — also eine verhältnißmäßig kurze Strecke —, daß sie von den Anbauenten hart belästigt würden, wulde zur „Kursweil“ mit Steinen nach den Postwagen warfen.

Eine drastische Rechtsbelehrung. In dem bewegten Jahre 1848, so lesen wir in der „Maad. Zig.“, hatten die Tagelöhner des Dorfes U. in der Brigantie ihre begehrenden Mitle auf die prachtvollen Wiesen des dortigen Rittergutes geworfen und beschloffen, dieselben unter sich zu theilen. Sie kamen daher eines Morgens in Gausen zu dem Lehren des Ortes und drängten ihn, das Theilungsgesuch zu bejagen. Sie selber seien zu so etwas nicht recht gewöhnt. „Nun wohl!“ sprach der alte Herr noch lächerlicher Stimme: „Ja, ich will es thun, ich will mitkommen.“ Sprachs, holte sich eine Bohnenklinge und zerschmitt dieselbe in zwei Stäbe von sechs und drei Fuß Länge. Die Tagelöhner loben dem Beginnen flüsternd zu. Barver (Gebarier, „hei beist!“ räumte der eine dem anderen befristigt zu. — „Ja, hei beist“, Barver, „hei beist!“ würklich!“ antwortete der andere leise. Die ganze Gesellschaft ging alsdann zum Dorfe hinaus, voran der Lehren mit den beiden Stäben in der Hand. Vor dem Dorfe lag der Friedhof, umgeben von einer niedrigen Mauer aus rohen Kieselsteinen. Zum Theil lag dieselbe in Trümmern. Der Lehren wählte die nächste schönste Stelle und stieg hinüber. Die anderen folgten ihm. Da die Wiesen des Rittergutes jenseits des Friedhofes lagen, so meinten sie, er wolle sich den Weg abfürzen. Wie erlauteten sie aber, als der alte Herr auf dem Friedhofe zu weilen anhub. „Sechs Fuß lang — drei Fuß breit! Eins!“ „Sechs Fuß lang — drei Fuß breit! Zwei!“ „So mach und sähle er eine Grabstelle nach der anderen ab.“ „Barver, was ist das?“ sagte der eine dem verwunderten Tagelöhner. „Ja, das sag mal, was das meinst beist!“ sagte der andere. Bald jedoch sollten ihre Zweifel gelöst werden. Der Lehren hielt plötzlich in seiner Beschäftigung inne, richtete sich auf und sagte ernst und würdig zu den Weuten: „Hier meißt ich einem jeden von euch ab, was ihm von Gott und Rechts wegen zukommt: Sechs Fuß lang und drei Fuß breit!“ Das gehört euch und kann euch kein Mensch und kein Deibel nehmen. Die Wiesen aber da drüben gehören von Gott und Rechts wegen dem Herrn v. A., und kein Mensch und kein Deibel kann sie ihm nehmen!“

Damit wendete er sich ab von den erstaunten und betroffenen Weuten und ging heim. — Die genähten Worte des alten modernen Schreibers, sowie die ernste Umgebung hatten das Rechtsgefühl der Leute gemocht. Betreten lächelten sie dem Canonen gehen nach, bis ein ergrauter Tagelöhner anhub: „Ja, das ist denn od woll so! Na, Ach, denn samt man of nach Hus!“ — „Ja, denn heißt das nicht!“ sagten andere, und alle gingen friedlich davon. —

Ein Minister an der Börse. Im Sommer des Jahres 1872, als die Börse sich dem Glauben an eine ernige Hauflie hingab, besuchte einmal der österreichische Premier-Minister v. Beut die Wiener Börse und ließ sich von dem Bankier Königsbaur, der ihn herumsführte, die Einrichtungen und die Bedeutung einiger Börseausstände erklären. „Nun“, sagte der Minister schließlich, „hier liegt in das Gold auf dem Fußboden; man braucht sich nur zu bücken, um es aufzuheben.“ Ganz recht, Excellenz“, erwiderte der durch die Schlagfertigkeit seiner Rede bekannte Bankier, „aber es kann vorkommen, daß man beim Bücken sein Portfeuille verliert.“ Beut ließ den freudlichen Warner lächelnd an und verließ die Börse, ohne den Versuch zu machen, sich nach den umherliegenden Willkuren zu bücken.

Gefestgegenwart. Auf einem Balle wird der Rechtsanwalt G. einer hübschen Dame vorgestellt, mit welcher er sich in angenehmer Weise unterhält. Nach einer Weile stellt er die Frage: „Wer mag doch der Herr mit dem Kavatangeist sein, der eben mit der Gräfin A. spricht?“ „Das ist mein Mann.“ Der Rechtsanwält erwidert, fast sich aber in der nächsten Minute und sagt: „So finde ich schon wieder den Erfahrungsgesetz bestätigt, daß die häßlichsten Männer die schönsten Frauen heiraten.“ Die schönste Frau lächelte und war verblüht.

Bühnenhumor. Im Stadt-Theater zu Düsseldorf soll sich seinerzeit bei Gelegenheit eines Gaietisches Koffars folgende ergötliche Scene ausgetragen haben: In dem Drama „Donoparte und Josephine“ wurde ein kleiner Szen auf die Bühne gebracht. Koffart hatte dem Subjektisten mühslich befohlen, auf denselben malen zu lassen: „N. H., König von Rom!“ Als die Scene kam, standen auf dem Sarge die Worte: „Entzwei, König von Rom!“

Ein Kenner. Herr (zu seinem Freund): „Möchte wissen, warum die Dame in dem Weiter da lachen bleibt!“ „Einfach, damit du sie danach fragst.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

Alpenlandschaften. Bilder aus der besten, ästhetischsten und sich meist Gebirgs- u. Thalschönheit mit 37 Tafeln und 16 Seiten Text. Leipzig, J. B. Neber. Preis in Brachtentband 20 M. Eine ganz wundervolle Gabe für den Beschäftigten liegt uns in dem vorgenannten Werke vor, eine gleich schöne Gabe für denjenigen, welchem die Freuden des Hochgebirges und auch seine Mühen nichts Unbekanntes mehr sind, sowie für den, der das Glück noch nicht hatte, diese Kenntnis zu erwerben. Denn die „Alpenlandschaften“ stellen in 180 Holzschnitten auf Kupferdruckpapier eine feine getreue und lebendige bildliche Schilderung des Landes von Europa dar, vom eifigen Niesen-Montblanc im Westen bis weit nach Osten, bis zum jagunmühenen Haupte des Triglav hin. Künstler wie Ernst und Karl Dehn, G. Seubner und Hellmann, Otto v. Rameke, W. Georgy und vor allem auch Compton sind die Urheber der Bilder, der bekannte Hochgebirgsstouirt und Schriftsteller Julius Meurer in Wien hat den begleitenden Text geschrieben. Die lange Reihe von Tafeln hat in dem reich ausgestatteten Bande nicht ohne bestimmte Ordnung ihren Platz gefunden; wer den Band durchblättert, macht gleichsam eine Reize vom Wodensee aus am Nordabhang der Alpen entlang durch die Tiroler, die Salzburger, Kärntner und Tirolischen Alpen bis zum Triglav — dann aber die Ränge des Bestobles in die Ostgruppe, welche unter den Abbildungen ganz besonders prächtvoll vertreten ist, in die mild zerstreuten Dolomiten, zurück nach der Schweiz und endlich zum Niesen der Wiesen, zum Montblanc. Am ganzen genommen stellen sich die „Alpenlandschaften“ als ein Werk von vortheilhaftem Geschmack und von bleibendem Werthe dar, dessen Preis im Vergleich zu seiner Ausstattung niedrig ist.

Seines alten Rufes würdig, verfindet auch der soeben ausgegebene neue 37. Jahrgang des im Verlage von G. D. Weidner in Wien erschienenen Berg- und Hütten-Kalenders für das Jahr 1892 wiederum mit trefflicher Ausstattung einen gebiigen, dem praktischen Bedürfnisse entsprechenden reichen Inhalt von Zusammenstellungen, Notizen und Hilfsmitteln aller Art für den täglichen Gebrauch der Bergbesenen. Eine Neuierung und Bereicherung hat derselbe durch die Aufnahme der im Laufe der Jahre nach und nach abgeänderten, jetzt feststehenden Bergpolizei-Verordnungen gefunden.

Aus Nacht zum Licht.

Roman in zwei Bänden von Edm. Fabist.

Sie verließen ihr lauschiges Versteck und gingen Arm in Arm nach dem Saal zurück. Schon nach wenigen Schritten stießen sie auf den Vater, der mit Arnold im Gespräch stand.

Ein Blick in die strahlenden Gesichter des jungen Paares verrieth beiden sofort, was geschehen war. Mit wenigen Worten bat ihn Ernst um seine Einwilligung, während Hermine nur mit stillem Flehen zu ihm aufschaute.

Wendischer lächelte befallig. „Ich habe durchaus nichts dagegen, das ist eine Verbindung nach meinem Sinne, die gefällt mir besser als die, welche wir heut feiern.“

„So feiern wir sie gleich mit“, bat Ernst, überraschen wir die Leute. In wenigen Minuten werden sich die Thüren des Speisesaales öffnen, verkünden Sie bei dem Wabhe die soeben geschehene Verlobung und bringen Sie die Gesundheit des neuen Paares aus.“

„Nein, das geht doch nicht an“, erwiderte der Bankier, „lassen wir uns Zeit, es gehört doch nicht nur meine und meiner Frau Einwilligung, sondern auch die Ihres Herrn Vaters dazu.“

„Er wird sie mit Vergnügen geben.“

„Dennoch dürfen wir nicht vorgreifen.“

„Ich bin überzeugt, er wird mir morgen mit Freuden Indemnäht ertellen“, scherzte Ernst, „warum sollen wir es denn hüßen, daß Groß heim älteren Gäste zu seiner Verlobung gewinnlich, sonst wäre mein Vater hier und gäbe seinen Segen. Lassen Sie sich erbitzen, wir suchen Ihre Frau Gemahlin auf und dann —“

Der Bankier wurde schwantend. Niemand als er selbst wußte, wach ein Glück die Heirat mit dem Sohn des reichen Fabrikbesitzers schon in den nächsten Tagen für seine Tochter sein konnte, handelte er nicht klug und vorzöglich, wenn er die Verlobung schon jetzt veröffentliche und dadurch dem jungen Mann einen etwaigen Rücktritt erschwerte? Schon wollte er die Lippen zu einer zustimmenden Antwort öffnen, da hatte aber sein Sohn Ernst Hellmuth schon am Arme ergriffen und sagte, ihn festhaltend: „Hier geliebten, Ernst, das geht nicht; Sie haben morgen erst die Einwilligung Ihres Vaters einzuholen, der Herr Kommerzienrath könnte sonst mit Recht sich wegen Ueberrumpelung beklagen.“

„Ueberrumpelung“, das Wort traf den Bankier. Nein, das sollte man nicht auch noch von ihm sagen zu dem vielen Erben, was man vielleicht schon in den nächsten Tagen wieder ihn sprechen und schreiben würde.

„Es geht nicht an, Aunber, wartet bis morgen“, erklärte er mit Bestimmtheit, „und nehmt euch in Acht, daß die Verlobung kein offenes Geheimniß werde.“

In diesem Augenblicke wurden die Thüren zum Speisesaal geöffnet; in demselben wie in den anstößenden Zimmern waren Tische für vier und acht Personen gedeckt, an welchen die Paare sich wargellos gruppirten, und während man die Gesundheit von Irma und Groß in schäumendem Champagner trank, gab es keinen einzigen Tisch, an dem man sich nicht zufriedent hätte, daß sich noch ein zweites Brautpaar im Saale befände, daß Ernst Hellmuth und Hermine Wendischer sich verlobt hätten. Nur mit großer Mühe waren einige Leberwurstige abgubalten, die Indistretion zu begreifen und die Neuerwerbten hochleben zu lassen.

Die Wogen der Lust stiegen immer höher und streifen hart an die Grenze des Erlaubten, denn der Bräutigam schlug selbst diesen Ton an. Er trank viel Champagner und erlaubte sich Scherze, welche seiner Braut die Schamröthe ins Gesicht trieben. Auch Frau Wendischer, welche in Hörweite saß, wurde bei den Späßen ihres zünftigen Schwiegerjohnes zuweilen zuhahmen und mar froh, daß ihr Mann sich in einem anderen Zimmer befand und nichts davon vernahm. Er hatte ja nicht die Nachsicht für ihn wie sie und Irma, die in ihrer

Schwärmerei für Kunst sich eigentlich beide in seinen jungen Ruhm verliebt hatten und über dem Schönen, das er schon geschaffen; seine zuwelen zum Durchbruch kommenden Fähigkeiten und seine schlechte Erziehung vergaßen oder doch wenigstens überließen.

Wendischer saß bei Ernst und Hermine, zu denen sich auch des erlernten jüngerer Bruder und noch einige andere gesellt hatten. Gegen seine sonstige Gewohnheit trant er viel Wein, und es gelang ihm auch, die innere Unruhe zu betäuben. Er ward fröhlich mit den Fröhlichen, die Sorgen, welche ihn bedrückten, erlachten ihm wie Hirngespinnste; er war der reiche, angegebene Bankier Wendischer; in seinem Hause verkehrte die erleuchtete Gesellschaft; es konnte, es durfte nicht anders werden. Wunder hatte gewiß alles geordnet und erwartete ihn morgen früh im Comtoir mit jenem triumphirenden, überlegenen Lachen, das er anzustimmen liebte, wenn ihm ein Wagstück gelungen, wovor sein ängstlicher, bedächtiger Compagnon zurückgeschreckt war.

Die Pendule, welche gerade über dem Stuhle, auf welchem Wendischer saß, angebracht war, schlug dessen Mitternacht, als einer der aufwartenden Diener an den Hausherrn herantrat, ihm ein Telegramm überreichte und ihm dabei zuzustimmte: „Herr Wendischer, der Bote vom Telegraphenamt bittet um die Beheimgung.“

„Geben Sie ihm ein Glas Wein und heißen Sie ihn warten, vielleicht ist Rückantwort“, erwiderte Wendischer, die blaue Oblate von dem länglichen Briefchen lösend und dessen Inhalt mit den Augen überfliegend. Ein paar Sekunden starrte er wie gefesselt dastehend hinein, und als er sich nun erhob, tastete seine Hand nach der Lehne des Stuhles und das Blatt bebte in seiner Hand. Seine Tischgenossen waren theils zu sehr mit sich beschäftigt, theils in einer bereits zu animirten Stimmung, um dem Vorfalle viel Beachtung zu schenken, und jetzt fiedte Wendischer auch schon das Blatt ruhig in die Tasche und sagte, zu Ernst Hellmuth und seiner Tochter gemendet: „Ich habe soeben ein Telegramm erhalten, das sofort Antwort erheißt, und werde mich möglichst unbeeinträchtigt entfernen.“

„Du kommst doch aber wieder, Papa?“ fragte Hermine, die, an das Eintreffen von Telegrammen zu jeder Tages- und Nachtstunde gewöhnt, gar kein Arg bei dem Zwischenfall hatte.

„Nein“, erwiderte der Vater leise; „es ist ein wichtiges Geschäft abzuschließen, ich ziehe mich zurück; bitte aber, daß die Gesellschaft sich durchaus nicht sörben löst.“

„Gute Nacht, Ernst, gute Nacht, Hermine“, flügte er hinzu, erst dem jungen Hellmuth, dann seiner Tochter die Hand reichend und beide feste in der feintgen haltend. Noch einen langen, unigen Blick heftete er auf das junge Paar, dann wandte er sich um und ging festen Schrittes durch die Reihen der Schmauenden bis zu dem Tische, an welchem seine Gattin mit dem Brautpaare saß. Er flüsterte der ersten einbeide die gleichen Worte ins Ohr, welche er am anderen Tische seiner Tochter gesagt, kam aber hier nicht so leichtem Kaufs davon. Der Bildbauer hatte sie gehört und rief trübselnd: „Keine Ruh“ bei Tag und Nacht, Schwiegerpapa, haben Sie denn noch nicht Weib genug? Müssen Sie denn auch noch um Mitternacht jobbern?“

„Theodor!“ flüsterte Irma befristigt. Er lachte, während er seinen Arm um ihre Taille legte. „Weißt es ja, Schatz, ich kann das Geld nicht leiben.“ „Darum fällt es dir auch selbständig durch die Finger“, scherzte ein Tischgast, den der Wein die Wahrheit sprechen ließ. „Was thut's? Mein Schwiegerpapa weiß ja nicht, wozin damit.“ erwiderte Theodor, auch aufrichtiger, als er sonst zu sein pflegte, und seine Braut zuckte wie unter einem Peitschenschlage zuhahmen; ihr Verlobter entfaltete heute abend doch gar

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

zu ferdere Seiten, und es war ihr besonders peinlich, daß dies jetzt in Gegenwart des Vaters geschah, der denn es sich son ft zuunehmen genommen hatte. Letzterer schien aber schon so sehr von dem Geschehite, das ihn abriet, erfüllt zu sein, daß er gar nicht darauf achtete. Er verabschiedete sich von ihr und der Mutter mit wenigen Worten, aber mit eigentlicher Würde.

„Du kommst nicht wieder?“ rief ihm seine Frau noch halblaut zu nach.

„Ich komme nicht wieder.“ antwortete er, noch einmal stehen bleibend und das glänzende, farberreiche Bild des geschicktesten Scaates mit den fröhlichen, geputzten Menschen, den ichönen Frauengestalten und interessanten Männerköpfen überblickend. „Ich bitte, daß sich niemand durch mich in seinem Vergnügen stören lasse.“ sagte er dann sich abwendend hinzu.

„Goll bestens besorgt werden, Schwiegerpapa.“ rief ihm Thador groß lachend nach; Frau Wendischer sagte aber mit einem leichten Stirnzugeln: „Die Telegramme sind die Sorgenkinder meines Lebens, ich weiß mich keines Besseren zu entsinnen, von dem mein Mann nicht durch ein solches abgerufen worden wäre.“

„Ich blide, wenn er ein und einmal in ein Konzert begleitet, immer mit Vergnügen nach der Thür, ob nicht ein Telegraphenbote in derselben erscheint.“ sagte Irma hinzu.

„Nun, die Vergnügen wirst du bei mir nicht haben, die Telegramme, daß ich die große goldene Medaille bekommen oder den ersten Preis in einer Konkurrenz gewonnen habe, kommen doch nur ein paarmal im Jahre.“ scherzte Groß.

„Vive la bohème.“ Frau Wendischer hob die Ladel auf. Die Schar der aufwartenden Diener erkannte wie mit Zauberwänden alle Seiten derselben; der Tanz begann von Neuem und währte, bis das Licht des abendenden Septembermorgens durch die herabgelassenen Vorhänge sich fast und ernstlich durch die Fenster derjenigen Zimmer sich, die unverfüllt geblieben waren.

Während in den vorderen Gemächern der Wendischer'schen Wohnung alles eitel Lust und Freude war, rang in einem entlegenen Hinterzimmer derselben ein Mann den letzten, furchtbarsten, verzweifeltsten Kampf.

Der Bankier Wendischer hatte seinen Geistes die hehrsamte verlassen, hatte den draußen starrenden Telegraphenboten abgewartet und war dann einen langen Gang hinuntergeschritten, an dessen Ende ein nach dem Garten gehendes, stilles Zimmer lag, das er sich zu seinem ausschließlichen Gebrauch vorbehalten und das außer von dem Diener, der es in Ordnung zu halten hatte, selten von einem der übrigen Hausgenossen betreten ward.

Er öffnete die Thür, trat sich in dem ihm so wohl bekannten Raume um, als jede er ihn heute zum erstenmal. Hier war nichts anders geworden, aber mit ihm selbst war eine furchtbare Veränderung vorgegangen; mild und ruhig, wie er es liebte, brannten die beiden Kanten, von denen eine zu Häupten eines mit einem persischen Teppich bedeckten Divans, die andere auf dem breiten, bequemem Schreibtisch mit den schönen Geräthschaften aus gepreßtem Leder und Bronze stand; sein Fuß betrat in den Embryonenteppich, der den Boden bedeckte.

Wendischer machte einige Schritte vorwärts und fuhr entsezt

zurück; aufblickend hatte er in den Spiegel gesehen und erschraut vor seinem eigenen Bilde.

„Bankrottieren!“ murmelte er. „Entsetzt! Großbrandarmut! Verfaucht!“ — schaute er. „O Wunder! Wunder! Warum mußte ich mein Ross an das keine knüpfen!“ Er schob den Kiesel vor die Thür, warf sich auf den vor seinem Schreibtisch stehenden Sessel und zog das empfangene in Schifferstift abgegebene Telegramm aus der Tasche. Halb laut, als müsse er sich nicht mit durch das Gesicht, sondern auch durch das Gehör von der Wirklichkeit des Inhalts überzeugen, las er: „Mein Verlust, und zu retten, ist unmöglich; es ist alles verloren. Ich schiebe mir eine Kugel durch den Kopf. Folge meinem Beispiel. W.“

„Der letzte Rath, den er für mich hat!“ seufzte Wendischer; „ich will, ich muß ihn befolgen, ich kann, ich mag den Tag nicht erleben, der morgen für mich anbricht!“ Er stand auf, trat an einen Gefäßrand, nahm aus demselben ein Kistchen und öffnete es. Ein sehr eleganter kleiner Revolver, sichtlich ausgelegt, bligte ihm daraus entgegen. Er lachte bitter. Das hübsche Stielw zum Geburtsstagesgeschenk für seinen Sohn bestimmt gewesen, der großes Gefallen an schönen Waffen hatte; er hatte sie erst vor kurzem gekauft, und der gefällige Waffenhändler hatte, um ihm die Konstitution recht genau zu zeigen, beide Käufe geladen.

„Er schießt betnahe geräuschlos, hat er dabei gesagt.“ murmelte Wendischer, den Revolver herausnehmend und in der Hand wiegend. „Ganz wie ich es brauche, sehr sehr bequem gemacht! O, wer mir gesagt hätte, als ich das Ding kaufte, wozu ich es brauchen würde!“

„Und doch überrieckelte es mich damals schon.“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, während er sich wieder auf den Stuhl niederließ und den Revolver neben sich auf den Schreibtisch legte. „Die ruhige Sicherheit, die ich seit Jahren gehabt, in die mich das Gelingen aller Unternehmungen gewiebt, hat mich seit dem Einbruch verlassen. Das war der Wendepunkt; damit ting das Verderben an!“ Er schloß den Kopf in die Hand, und wie im Fluge zog Bild auf Bild sein ganzes vergangenes Leben an ihm vorüber.

Er sah sich, den Sohn wenig demittelte Eltern, in der Schule und später in der Lehre bei einem Manufakturwarenhändler, dann als Buchhalter in mehreren Geschäften, bis er endlich in ein Bankgeschäft trat, wo er sich die nöthigen Kenntnisse und noch einen kleinen Vermögen so viel Kredit und Vertrauen erwarb, um selbst ein solches, allerdings nur in ganz kleinem Maßstabe, zu errichten. Er kam aber vorwärts durch Fleiß und strenge Rechtlichkeit, blieb indeß immer nur ein bescheidener Geldwechsler. Einen ganz anderen Aufschwung nahm sein Geschäft, als Wunder in dasselbe trat, mit dem er früher in ein und demselben Hause eine Stelle inne gehabt, der dann im Uelande ein paar Jahre gewesen war und nach seiner Rückkehr sich ihm als Kompagnon angeboten hatte.

Es war ihm, als sehe er den schönen, schlanken Mann mit den blühenden Augen und der offenen Stirn wieder vor sich stehen, wie er das Haar zurückwerfend und lachend, so daß die weißen Zähne durch die rothen, fimslichen Lippen schimmerten, ausrief: „Aber Wemich, das Geld liegt ja auf der Straße, man muß es nur anzufassen verstehen!“ Nunmich als Kompagnon an, und wir verdienen in einem Monat mehr, als du bisher im ganzen Jahre.“

(Fortf. folgt.)

Das Rundreisebillet.

Stobellelte von Ostar Juktunsk. (Fortsetzung.)

An diesem anomalen Stadium seines Weltstrebens befand er sich gerade gegenüber Nr. 1, als sich aus der Reihe der Fremden des Hauses, die sich insolge des abendlichen Benehmens des Nachkommens ein wenig zu früh angefangen hatte, ein rather Rabinistensohn löste und sich, angetrieben von Frau Wlana unterstützt, von Nle gern geleit, bietet mit einer entschiedenen Schwermuth näherte. Geschreckt rief sich jeder die Augen, sah wieder und wieder hin und sah — daß er sich nicht getraut hätte. Er fühlte sich sehr unglücklich. Sie hatte mit ihm getraut. Sie zog einen Menschen ihm vor, dessen Sateressen nicht über den Stand der Rabinenwelt hinaus Theater und sonstige hinausgingen; sie beredete ihn nicht. War er nicht der Wlana es schuldig, zu warnen — mußte er nicht dem fernem, nichts abneu-

den Bruder seine Bedenken melden? Während er noch so große und gewaltige, sah er sich eines schönen Tages einem strolchenden Virtuosen und einem Familienfreunde gegenüber, in welchem jeder von dem großen Glück sprach, welches das Glück Erbschaft gemacht hatte. Es blieb ihm schließlich nichts anders übrig, als sich mit Würde in die Situation zu fügen, und als der Tag der Hochzeit heranrückte und Wunder Auel auf Urlaub gekommen war, um den Freudenstag mitzumachen, da war er der Heiterkeit einer, und wenn noch etwas Groll in einem Winkelchen seines Herzens sich festsetzen war, so wurde er in Compagnie und in der Fahrt von Komplimenten weggenommen, die ihm, als dem talentvollsten Dichter des Polsterwandschneiders, dargebracht wurden.

Was aber auch in der That nicht für ihn — sie, die sich gegen einer falls fihenden Schicksal in wahre Verzweiflung versetzen konnte und der die Breite eines Heilungsauges näher lag, als der ganze Barock. Das letzte sich der liebesgierige Subdnt wenigstens jetzt so gerecht. Er hätte ihr ja nie ein solch stillvolles Geim, Entzage und Loge bieten können, als es ihr Gatte jetzt hat, und er war innerlich froh, das es sich so gefügt hatte. Zwei Mädchen blieben ja immer noch für seine Liebe und das für Menschen gewöhnlichen Schicksals vor anstreifend. Er stand jetzt in der Höhe des Laffo und seine beide Genossen gaben eben ferrorischen Vorgängerinnen schlechterdings nichts nach, allerdings vor Frauenliebe ein bißchen stolz, selbständig, und männlich. Das hübsche Mädchen leuchte ihm etwas gegen seinen bedeutenden Lox an. Sie dachte ihn und zog ihn gelegentlich ein bißchen an; aber ihr Herz — das glaubte er ja durchschauen — war unverbodt, und es löstet ihm eine reizvolle Aufgabe sie sich heran zu ziehen. Er hatte gerade sein Staatsgarnen zum Wohl gefunden und sein Herz schwellte von Hoffnungen und Zukunftsplänen. Wenn er auch an Geiraten ernstlich noch nicht zu denken wagte, so gewährte ihm doch die lebhaft und erziehende Fremdschaft der beiden jungen geleierten Mädchen eine große Vergnügung, und die Schwermüdigkeit, die er bei der älteren fand, machte er in absehbare Zeit überwinden zu können. Er hatte diesmal Mama auf seiner Seite, denn diese glaubte, daß die Wärmereil vor dem Selbständigkeitsdrang und dem nochholanten Weien des schönen Mädchens Selen empfinden müßte, und meinte, daß sich das Mädchen von dem Hausverweide und Spielgenossen eher ein Weichen lassen sollte würde, als von älteren und wie Tessa meinte, realisten Personen. Engler arbeitete sich einen vollständigen Erziehungsplan aus und war gerade im besten Zuge, den dritten Artikel seines Systems in Anwendung zu bringen, als sich jemand zufand, der sich vor Tessa nicht fürchte. Ein ernter Architekt, nicht mehr der Jungling und in trüber Schule des Lebens gereift, kam zufällig in der Kunstausstellung mit der fertigen Familienreife ankommen, wor von ihr entsand und heldig zurücktrat bei Wlana Berendin um die Hand der Tochter an. Wlana hatte allerlei Bedenken, die sie ihm nicht verweigerte; aber der Architekt erklärte sehr und festlich, daß er sich vor nichts fürchte, daß er nie und nimmer Mama für irgend ein Unheil verantwortlich machen werde, das dieser Ehe entspringe, und verknagte seine Braut. — mit allen ihren Tugenden und Schwächen und Tessa. Sie hatte so vieles zu Hause anhören, so viel sich von Wlana und dem Hausverweide messern lassen müssen, daß sie glücklich, dankbar war, jemand zu finden, der sie liebt in ihrer Eigenart und Knabenhaftigkeit. Von Tessa sagte sie „Ja, um ihm — und dies ist hier gleich im Voraus erwählt, um angliche Gemüther zu beruhigen — bereinigt eine treue liebe Gattin zu werden.“

Das war nun wieder ein unerwarteter Schlag für den getrennen Gdard und er sammelte seinen Glühdrom mit einer Befangenheit, die argdönnend ließ, daß er ihm nicht aus vollem Herzen kam. Sein Gratulationsbrief an den Bruder trug — wenn auch für gewöhnliche Sterbliche unahbar — einen dreiten Aemerand, und seine Theilnahme an der Hochzeit beschränkte sich diesmal auf einen Toast. Als er aber wiederum im nämlichen Saale am festlichen Tische saß, und seiner Nachbarin, der lieblichen Erica, die Sestigale füllte, da ging es ihm wie eine Offenbarung auf, daß er doch eigentlich ein edler und rechter Glückselig sei. Wie unglücklich hätte ich werden können, rief es in ihm, wenn ich in dieser Stunde an Stelle des Dantiquen an Tben geteilt wäre und dem hübschen Mädchen mit dem hümmlichen Augen gegenüberstehen müßte, mit dem niederbretternden Gesichte die Falsche gewahrt zu haben. Erica — das Wüßchen der Gatte — war allezeit seine Schwärmerei gewesen — Erica hatten die Götter schicklich für ihn geschickt. Sie war noch so jung — um so besser. So blieb ihm noch Zeit, zu weiden, zu arbeiten, zu hauen an dem Kampf, an Tessa's Leben zu weiden, zu hauen, vor dessen Schönheit und Anmuth sich alle Künstler erdrosseln werden würden. Er malte sich in diesem Augenblicke eine Wlana des

Wollens aus, die hübsche Erica — ein edler Weibchen — im klaren abendlichen Lichte hinter den Vorhanghellen des Ozeas fentherens herud ihm, dem Gatten, dem beifälligen Auzie von Berlin zumüden, der eben im offenen Thoron aus der Wlana's nach Hause zog. Ja, eigentlich hatte er immer nur sie — sie allein, das Ideal stiller Weiblichkeit geliebt. Er wurde stolz bei dem Gedanken, daß er einmal als Gatten, und einmal als unglücklicher Wlana sich hätte einbilden können, Grund zu machen auf Wlana's, die weder im Alter, noch im Charakter zu ihm zu passen schienen. Er dankte ihnen im Stillen, daß sie geteilt gewesen waren als er und daß sie die unangesehene Genstände des unretten Jünglings nicht ernter genommen hatten, als sie in der That gemeint waren. Noch zwei, drei Jahre und die Raktanten würden sich in seinem Sprechtimmer drängen und er würde sie selbst konjunktieren kommen und sie würde ihm Stellung bringen.

So dachte er damals; nach drei Jahren sprach er anders. Nicht daß Krümeln Erica in dieser Zeit wichtiger begehrenswert geworden wäre — im Gegenfalle. Das Knospfahere ihres Lebens war geschwunden, sie war voll erfüllt. Ihre etwas gebrauchte Figur war schlanker, ihre etwas vollen Stirnbeugen sanfter geworden, ihre schönen Augen zeigten einen kühnen Glanz; über alle ihre Bewegungen ergoß sich eine sanfte Anmuth. Oder war sie ihm entfremdet? O nein! Mit einem warmen Gifer vermaßte sie die freien Stunden, welche dem nunmehrigen Hausvaterchen die Führung der Wirtschaft, die Pflege der fränkischen Wlana übrig ließ, dazu, sich in allem zu unterrichten, was ihn interessierte, und zu lesen, was er ihr empfahl. Oder war sein Strochfeuer, das zum Himmel auflobet, um bald darauf zu verfluchen. Das war eine ewige Lampe, die gleichmäßig leuchtete und wärmt und niemals verlöschen kann.

Wenn Dr. Emil Engel heute anders dachte, als damals, so geschah es, weil das Selbstvertrauen nach und nach von ihm geschwunden war. Wie hätte er bestimmt, wie mancher Ration zum Glauben zu führen, an der Linie aber unsehr, weil die Furcht vor der Operation größer ist, als sein Gohnmuth. Nun war es ja wohl keine so gefährliche und schmerzliche Probe, denn schonen Mädchen, mit dem ihn jodrelange Freundschaft verband, eine Frage vorzunehmen; aber es war doch nach langem Träumen ein Gemüth, nach langer Unsicherheit eine Gemüth. Und diese Gemüthlichkeit hatte etwas Bedrohliches; denn die Bedenken und Zweifel waren wie die Wolken aufgeschlagen und hatten mittlerweile den Himmel seiner Hoffnungen ganz umgossen. Was war er — was hatte er ihr zu bieten? Ein Arzt ohne Praxis, ein Rechtsanwalt ohne Klienten, ein König ohne Land — solche ungeliebte Gesellen hätten Grund, sich in irgend welchem entlegenen Winkel der Erde zu verziehen. Wie sollte ihm das Recht zukommen, das Leben eines hohen Beides mit ihrem Gemüthe zu verkiehen? In einer gewissen Berührungstouh leugnete und überdies er alle seine Eigenschaften, gewinnende Persönlichkeit, Kenntnisse, Ehrenhaftigkeit und geistigen Talente, sie waren ihm bei dem Selbstindrogel, denn er mit einer wahren Wollust nachhing, nur im Wege. Es erfüllte ihm ein Groll gegen die hübsche Gemüthlichkeit, die an seinem Schicksal vorüberkam. Er hatte Stunden, in denen er den besten Menschen eine Krankheit auf den Hals wünschte, nur an ihre Vertheilung die Wlana einer Praxis anquittierte. War er dann wieder im Hause seiner Angebeteten, in welchem sich nach wie vor im traulichen Familienleben die verbeistateten Schwelmer mit ihren Männern, einfinden, und so feil Wlana ebenso gern gesehen wurde, wie zur Zeit, da noch Hoffnungen seine Brust schwellten, da konnte es auf Stunden feine hübsche Müdigkeit verfallen. Da war es wieder so traulich um den großen runden Tisch herum, mit der alten porzellanenen Modaveureuren, die immer zur Länge auszugehen drohte. Da wurde wieder bei dampfendem Thee geplaudert, gelehrt, gelehrt, und zuletzt sagte sich der melancholische Doktor noch an das Wlana und schloß zu einem Lächeln an.

Punkte Zeitung.

Ein Parlamentschurz. Aus Rom wird der Off. Sig. geschrieben: Als die Kammer die Interpellationen über die Reichspostoff der Regierung besprach und sich aufzulagerweise der Justizminister Ferraris, von dem auch die Reimungsangelegenheiten rekurriren, an der Debatte nicht betheiligte, stand es bei den Reputierten fest, daß die Tage dieses Herrn als Minister geschildert seien. Da dieses unglückliche Ereignis mögen bis zu den Ohren des Grafen Ferraris selbst gedrungen sein und derselbe nahm sich vor, der Kammer zu zeigen, daß er sich im ungeschickten Weis seines Vorreitens ganz behaglich fühlte. Am nächsten Tage verließ die Kammer ein kleines Obies über den Betrieb der Telephone, das vom Arbeitsminister vorgelegt war und mit dem sich Herr Ferraris gar nicht zu thun that. Gleichwohl erobte sich der lebenswichtige alte Herr mit den stets freundlichen Gesicht bei einem gewissen Punkt der Debatte und mocht einige Erklärungen, die von Niemandem gefordert waren und

deren Heßen Niemand erndert hätte. Die Kammer brach in ein schallendes Gelächter aus, weniger über die seltsame Art, in der Graf Ferraris den Gerichten über die Angelegenheit erschütterte Stellung entgegentrat, als über die Rede, welche die Telephone in dem ministeriellen Leben des Justizministers zu spielen berufen sind. Das hat folgenden Zusammenhang. Als in den ersten Tagen des Februar der Marquis di Rivini in der Hand, sein Kabinett zu bilden, machte ihm die Erinnerung des Wlana's an die Schwermüdigkeit, denn es war nicht leicht, einen Mann zu finden, der alle Eigenschaften für sich vereinte, die für den Stülur dieses Vorreitens bedacht waren. Dasselbe sollte Senator sein, der gemäßigten Richtung angehören, möglichst schon einige Erfahrung im Negieren haben, außerdem ein pietätvoller Familie entstammen und Kritik von Bedeutung sein. Das alles traf auf den Senator Ferraris zu und die Sache war, mit dem leicht freudigen Gemüthe, schienen von der vollkommenen Eignung des Genannten glücklich erfüllt. Unter diesen Herren befand sich auch der zum Unterstaatssekretär im

